

Üben



Liebe Leserin, lieber Leser

Sie kennen das: Als Lehrperson wird man von seinem Umfeld regelmässig dazu auserkoren, eine Expertenmeinung zu allerlei schulischen Themen abzugeben. Neben eher nebensächlichen Belangen – z.B. ob ich bei dieser Wetterlage die Schulreise auch abgessagt hätte – häufen sich bei mir Anfragen zum Sprachunterricht. Hierzu zwei wiederkehrende Muster:

Eltern von Kindern aus der Unter- und Mittelstufe erkundigen sich nach altersgerechten Übungsmaterialien in Sachen deutsche Rechtschreibung. Die Schule fühle sich für die Vermittlung derselben offensichtlich nicht mehr zuständig. Jahrelang dürften ihre Kinder falsch schreiben, ohne dass sie jemand korrigiere – und am Ende wundere man sich, wenn die Kinder nicht via Knopfdruck auf korrekte Orthographie umstellen könnten. Was beim älteren Kind falsch gelaufen sei, wolle man beim zweiten unbedingt vermeiden. Deshalb werde am Wochenende zuhause das Schreiben geübt. Ein Vater, halb scherz-, halb ernsthaft, fragte, ob er weniger Steuern bezahlen müsse, wenn die öffentliche Schule das Einüben der Kulturtechniken an die Eltern outsource.

Den neuen Fremdsprachenunterricht betreffend wenden sich ebenfalls Eltern an mich. Sie könnten nicht erkennen, was im Französisch gelernt werde, und das Lehrmittel helfe dabei erst recht nicht weiter. Berichtet wird auch von einem «Kolumbus-Theater», das an Elternabenden aufgeführt werde: Weder hätten die Kinder inhaltlich begriffen, was sie sagten, noch hätten sie ihren Text halbwegs richtig aussprechen können; dementsprechend hätten die Eltern nur Bahnhof verstanden. Wie es sein könne, dass das Einüben eines Grundwortschatzes und der Aussprache vernachlässigt, eine Fantasiesprache aber zum Ei des Kolumbus (sic!) gekürt werde.

Vor knapp 20 Jahren war für uns Lehramtsstudierende der Universität Bern «Allgemeine Didaktik» eine Pflichtveranstaltung. Die zentralen Inhalte hat Dozent Jürg Schüpbach, selbst langjähriger Lehrer, im Buch «Nachdenken über das Lehren» niedergeschrieben. In Kapitel 5 («Früh übt sich») heisst es:

«Beim Üben müssen die Schüler lernen, an ihrem Können und Nicht-Können ernsthaft zu arbeiten. [...] Üben ist ein unverzichtbarer Teil des Lernens. [...] Das bedingt persönliche Anstrengungen, und es ist ein Weg, der nicht abgekürzt werden kann. [...] Kleine Schritte und fassbare Einheiten üben lassen! [...] Aus der Konzentration heraus soll stimmig und sorgfältig, korrekt und präzise geübt werden. [...] Wenn dieselbe Sache mehrmals (und zwar richtig) gemacht wird, gibt das ein gutes Gefühl: Ich kann's! Ich bin erfolgreich!»

An den Pädagogischen Hochschulen wird «Allgemeine Didaktik» nicht mehr gelehrt. Zunehmend in Vergessenheit geraten scheinen auch Sinn und Zweck des Übens. Das spiegelt sich exemplarisch in vielen Lehrmitteln neueren Jahrgangs, wo selbst komplexe The-

men oft mit nur ein bis zwei halbbatzigen Übungen unterlegt sind.

Ich dachte kürzlich an Schüpbach zurück, als anlässlich eines interkantonalen Passepartout-Hearings eine Befürworterin der neuen Fremdsprachendidaktik sagte: «Früher hat man das Konjugieren geübt: Je viens, tu viens, il vient. Das braucht es heute nicht mehr. Die Schüler hören einmal beiläufig «Viens ici!» und später noch einmal und dann können sie es dann einfach.»

«Excuse me, I am not convinced», hielt der deutsche Aussenminister Joschka Fischer 2003 seinem US-Kollegen Rumsfeld entgegen, als dieser ihn vergeblich für einen Militärschlag gegen den Irak gewinnen wollte. Mir ergeht es wie Fischer: Die Worte hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Ein Verständnis von schulischem Lernen, in dem alles, was mit (mühsamem) Üben und Wiederholen zu tun hat, als obsoletes Relikt einer untergangenen Zeit abgetan wird, vermag ich nicht zu teilen. Da überzeugt mich Schüpbach mehr: «Üben ist nicht eine langweilige Lernphase, [...] sondern ein persönlicher [...] Entwicklungs- und Reifeprozess.»

Freundliche Grüsse

Roger von Wartburg
Präsident